

# DER FRIEDERIZIANER

Mitteilungsblatt der Vereinigung ehemaliger Schüler und  
der Schulgemeinde des Friedrichs-Gymnasiums zu Herford

Nummer 16

Oktober 1955

## Zur Frage des Bildungsideals heute

Karl-Ernst Nipkow

Nach Studienrat A. Ostermann lassen wir hier einen Pädagogen der jüngeren Generation zu Worte kommen. Karl-Ernst Nipkow ist 1928 geboren und Studienreferendar in Bielefeld.

Was verstehen wir unter dem Begriff des Bildungsideals? Der Terminus ist auf dem Boden des deutschen Idealismus gewachsen und gehört zu nächst dem Bereich der Selbstbildung an. Das Streben des Menschen nach einer bestimmten, eigenen Idealität orientiert sich an einem idealen Menschenbild.

Wenn wir von einem Bildungsideal in der Pädagogik sprechen, meinen wir freilich mehr als die ideale Gestalt, die dem einzelnen in seiner Selbstbildung vorschwebt. Wir verstehen darunter die große einheitliche Willensrichtung, die sich im gesamten pädagogischen Wollen einer Epoche oder Generation ausprägt (E. Blochmann). Zugrunde liegt dieser Schau ein historisches Denken, das in der Romantik seinen Ursprung hat. Im Gegensatz zum Fortschrittsdenken der Aufklärung erkannte die Romantik und die aus ihr erwachsende historische Schule, daß jede Epoche unmittelbar zu Gott sei. Man fand Stileinheiten mit eigenen Gesetzen. Von hier aus war es nicht weit zu einer Art Stilgeschichte der Erziehung. Wilhelm Dilthey und seine Schüler wandten dieses historische Sehen auf die Philosophie, die Literaturgeschichte und auch auf die Pädagogik an. Nur sprach man nun nicht von Stilen, sondern von Bildungsidealen.

Den Bildungswillen einer Kulturepoche in einer Formel zusammenfassen zu wollen, ist nicht unbedenklich. Es wird daher zu erörtern sein, in welchem Sinne eine derartige hypothetische Abstraktion in der Pädagogik notwendig und möglich ist. Hierbei ist zwischen der Reichweite der wissenschaftlichen Theorie und dem Raum der pädagogischen Praxis zu unterscheiden.

Ist es möglich, von der Wissenschaft her ein allgemeingültiges Bildungsideal zu begründen, oder sind Bildungsideale stets geschichtlich-weltanschaulich bedingt? Die Antwort liegt eigentlich schon in dem oben Ausgeführten, insofern man ja im Gefolge des historischen Denkens zu der Erkenntnis verschiedener Bildungsideale in verschiedenen Epochen gekommen ist. (Der Plural des Begriffs ist wesentlich.) Zwar wird in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Tatsache des Wandels aller Ideale noch durch konstruierende Systeme verdeckt, indem etwa bei Schleiermacher das Individuelle durchweg auf ein Überindividuelles verwiesen bleibt und als dessen Ausprägung verstanden wird. Vor allem wirkt das

Denken Hegels fort, dessen Konzeption eines Allgemeingeistes nachhaltend die Gymnasialpädagogik auch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts bestimmt.

Erst im Zuge des sich durchsetzenden historischen und lebensphilosophischen Denkens wird nicht nur in der Philosophie die allgemeine Metaphysik durch die Lehre von einer Vielzahl von Weltanschauungen ersetzt — es sei wieder an Dilthey erinnert —, auch in der Begründung der jungen pädagogischen Wissenschaft durch die Diltheyschüler wird klar, daß trotz aller Eigenständigkeit der pädagogischen Fragestellung die letzten pädagogischen Entscheidungen immer von tiefen weltanschaulichen „Lebens- und Wertstellungen“ abhängig sind. „Die pädagogische Kunst ist in einem Verhalten begründet, das schließlich zurückreicht in die Art, wie ein Mensch überhaupt im und zum Leben steht. Diese lebendige Form seines Daseins bestimmt auch sein Verhalten zum Kind, seine pädagogische Lebensstimmung, die pädagogischen Ziele, Kategorien und Mittel.“ (H. Nohl<sup>1</sup>).

Wenn somit für das wissenschaftliche Bemühen durch die Geschichtlichkeit pädagogischer Idealbildungen Schranken gesetzt sind, so erübrigt sich dennoch nicht die theoretische Besinnung über diese Frage, da offenbar die praktische Erziehungswirklichkeit ständig die Entscheidung für diese oder jene Bildungsziele verlangt. Indem die individuelle Entwicklung des Jugendlichen sich nur in der Begegnung mit objektiven Gehalten vollzieht, ist es nötig auszuwählen und heranzutragen. Hierbei aber müssen Bildungsziele immer wieder praktisch vorweggenommen werden. Somit zwingt die Erziehungswirklichkeit den Erzieher fortwährend zu verantwortlicher Entscheidung. Er fühlt, daß er sein Tun einheitlich und sinnvoll ausrichten und mit den Bemühungen der übrigen Erzieher verbinden muß, damit die pädagogische Wirksamkeit nicht zufällig und widerspruchsvoll bleibt.

Kann nun die Erziehungswissenschaft dem einzelnen Pädagogen in dieser Not mehr als nur formale Begriffe zur Hand reichen? Kann sie bei der Vielfalt der miteinander ringenden Lebensanschauungen auf ein bestimmtes Welt- und Menschenbild zurückgreifen?

Offenbar ist ein Weg, der dem entspräche, wie ihn die Pädagogik der katholischen Kirche auf ihre Weise beschreitet, für die weltliche Pädagogik nicht möglich. Im Raum strenger katholischer Erziehung wird der Unterricht aller Fächer, wie es in der Erziehungsenzyklika des Papstes Pius XI. aus dem Jahre 1931 heißt, von dem gleichen katholisch-christlichen Geist und einer gleichen religiösen Weltanschauung „beherrscht“ und „durchflutet“<sup>2</sup>). Eher schon wird sich die heutige Erziehungswissenschaft mit den Lehren der neueren evangelischen Pädagogik verständigen können. Ihre Hauptziele sind, so etwa bei O. Hammelsbeck, um der Reinerhaltung des Evangeliums willen einerseits die Abwehr jeglicher idealer Menschenbilderei und weltanschaulicher Konfessionalisierung der Verkündigung, andererseits, dem entsprechend, die Forderung sachlicher Arbeit in der Erziehung als einem weltlichen Werk<sup>3</sup>).

Sachlichkeit und Nüchternheit will auch die wissenschaftliche Pädagogik. Aber sollte es wirklich möglich sein, die weltanschauliche Beeinflussung der Jugendlichen und damit diese ganze Problematik um letzte Ideale aus der Praxis der einzelnen Fächer heraushalten zu können? Liegt nicht um-

gekehrt die notwendige führende Aufgabe des Erziehers darin, immer wieder für den jungen Menschen vorausentscheiden zu müssen, und wird dies nicht sehr unterschiedlich zugehen?

Von der notvollen Situation aus, die mit der Notwendigkeit klarer Bildungsideen in der Praxis und der Unmöglichkeit allgemeingültiger Ideale durch die Theorie gegeben ist, sind jene beiden Richtungen pädagogischen Denkens zu verstehen und zu würdigen, die heute zumal im Raum der höheren Schule zusammen und gegeneinander wirken.

Man kann zwischen einer älteren, in sich gewisseren, idealistischeren Richtung und einer jüngeren, nüchterneren und realistischeren unterscheiden. Vieles ist ihnen gemeinsam, so vor allem der Wille, in allem Erziehen und Unterrichten das Menschliche zu fördern und zu bewahren. Der Vertreter einer konfessionellen Erziehung wird darum hier wie dort die gleiche „humanistische“ Pädagogik wahrnehmen. Auch das Bewußtsein, die Kontinuität geschichtlicher Tradition nicht abreißen zu lassen, ist dasselbe. Man weiß, daß die Begegnung mit den verschiedenen Faktoren abendländischer Geschichte, zumal den christlich-antiken Impulsen, ein wesentliches, wenn nicht das wichtigste Moment im Bildungsprozeß bleibt. Doch liegen hier nun auch die Unterschiede.

Die ältere humanistische Pädagogik, an deren Bildungslehren weniger in der Volksschule als an der konservativeren höheren Schule festgehalten wird, glaubt daran, in der Erziehung die christlich-antik-europäische Kulturwelt des Abendlandes als eine zwar spannungsreiche, aber doch geschlossene Einheit mit einer unverbrüchlichen Wertordnung voraussetzen zu können. Das Resultat der Hineinbildung des jungen Menschen in diese geistige Ordnung ist, wie es vor kurzem noch Th. Deimel in einer Abhandlung über „Das Bildungsziel der höheren Schule“ dargelegt hat, die in sich gerundete und gefestigte „Persönlichkeit“, die durch ein „hochentwickeltes Wertbewußtsein“ ausgezeichnet ist<sup>4</sup>). Der Jugendliche soll am Ende des Bildungsprozesses im Bild seiner Persönlichkeit Weltbild und Geist eines christlich-antiken Humanismus abspiegeln. Er wird überhaupt nur Mensch, sofern er Repräsentant dieses Ganzen wird. So liegt der Schwerpunkt, wie Deimel vor allem für die höhere Schule in Anspruch nimmt, immer bei den überindividuellen Ansprüchen der Bildungsgelahrte und nicht bei der Individualität des Schülers. Gedanken über Psychologie und Methodik, über Wahlfreiheit auf der Oberstufe und Arbeitsunterricht sind nötig, aber lange nicht das Entscheidende.

Ohne Zweifel hat eine solche Auffassung etwas pädagogisch ganz Wichtiges für sich. Sie wirkt jenem Dilemma entgegen, das durch das Gefühl der geschichtlichen Relativität aller Bildungskonzeptionen über unsere Zeit hereingebrochen ist und das sich im pädagogischen Raum dahin zuspitzen kann, daß jeder Lehrer nur noch sich selbst verantwortlich ist, damit aber seinen Unterricht zusammenhanglos betreibt. Man wird ferner bejahen müssen, daß auch der Schüler sich nur dann in der Schule als einer geistigen Heimat geborgen fühlt, wenn eine übergreifende Sinn-einheit alles Unterrichten zusammenhält.

Gefährlich ist jedoch und für das wache Bewußtsein des heutigen jungen Menschen um so verhängnisvoller, wenn die Begriffe, mit denen das christlich-antike Weltbild geltend gemacht wird, leere Abstraktion bleiben, da sie weder von der erwachsenen Generation im Leben draußen, noch

gar vom Lehrer selbst lebendig verwirklicht werden. Ein Bildungsideal setzt eine entsprechende Lebensform voraus. Im Gesamtbildungsprozeß des Menschen ist der Teilausschnitt der Schulerziehung auf die Mitwirkung des Gemeinlebens, auf Elternhaus und Öffentlichkeit angewiesen.

Es wird deutlich, wie sehr von diesen Bedenken her, die für die zweite Richtung heutiger Pädagogik Ausgangspunkt sind, die Bildungsziele zurückgesteckt und die Grundhaltung im pädagogischen Raum abgewandelt werden muß. Wegweisend sind nach dem Kriege die Arbeiten E. Wenigers und W. Flitners geworden. Die Hauptkritik trifft den für die ältere humanistische Pädagogik so zentralen Begriff des „Bildes“. Er tritt sehr zurück. Weder kann eine geschlossene Bildungswelt Voraussetzung, noch ein festes Persönlichkeitsbild das Ziel der Erziehung sein. Es ist nach Meinung Wenigers gar nicht möglich, durch Bildung zur Persönlichkeit erziehen zu können. Bildung bleibt „ihrem Wesen nach im Vorhof dieses Lebens“. „Sie bereitet die Entscheidungen des Lebens nur vor, an denen der Mensch ‚Persönlichkeit‘ zu werden vermag.“ Diese ist somit „Ertrag des gelebten Lebens, ja mehr als Ertrag, Lohn für bewältigtes, geformtes Leben“<sup>5)</sup>. Eine neue Offenheit zur Zukunft und zum realen Leben hin wird bestimmend für die pädagogische Haltung gegenüber den Bildungsgelerten und gegenüber dem Jugendlichen. Gewiß bleibt die abendländische Tradition das tragende Bildungsgut, aber im Sinne der Auseinandersetzung. Die Jugend erwartet vom Lehrer, daß er für sie vorausdenke. Da jedoch nicht feststeht, ob der Heranwachsende sich wirklich später in den für ihn entworfenen Zielen findet, ist alle Vorwegnahme bestimmter Bildungsinhalte ein Wagnis. Die Gehalte vergangener und gegenwärtiger Kultur können darum nicht als selbstverständlicher, geschlossener Wertekosmos angesehen werden, sondern enthalten geschichtlich vielfältige Wege möglicher Selbstvergewisserung und Lebensbewältigung. Es gilt, diesen in Ehrfurcht und kritischer Nüchternheit zugleich nachzugehen.

Dabei ändert sich das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler. Es wird zu einem gemeinsamen Suchen und Fragen. „Der Erzieher steht jetzt mit in der Not, . . . nur ein Stück Wegs tiefer in sie hinein. Er steht mit, nur ein Stück Wegs weiter aufwärts im Dienst, zu dem er sprachlos aufruft, in der imitatio Dei absconditi sed non ignoti“ (M. Buber)<sup>6)</sup>.

Worin sammeln sich nun die Bestrebungen der jüngeren humanistischen Pädagogik? Läßt sich ein Bezugspunkt erkennen, auf den jene Teilperspektiven bezogen sind, wie der Verzicht auf das Fernziel der Persönlichkeitsbildung, die Anknüpfung an das Konkrete, die Offenheit gegenüber der Zukunft, der Wagnischarakter der Auswahl der Bildungsgüter, der neue Stil des pädagogischen Bezugs?

An die Stelle des so belasteten Begriffs der „Bildung“ tritt mehr und mehr der Begriff der „Lebenshilfe“ (H. Nohl)<sup>7)</sup> als die zentrale Aufgabe aller Pädagogik. Wo Erziehung Lebenshilfe sein will, zielt sie nicht mehr auf eine vom Alltag getrennte Bildungswelt, sondern knüpft an die konkrete Situation der jungen Generation an. Sie versinkt damit nicht im Aktuellen und wird nicht gleich spezielle Berufsausbildung. Sie nimmt jedoch den Gedanken ernst, daß alle Pädagogik sich nur da erfüllt, wo sie es verstanden hat, den jungen Menschen Kräfte mitzugeben, die ihm bei der geistigen und seelischen Bewältigung seines Lebens helfen.

Bemerkenswert ist die Unterstützung, die die Bemühungen jener Erziehungswissenschaftler durch die evangelische Pädagogik erfährt. So gründet auch O. Hammelsbeck die Erziehung auf den Begriff der „Gehilfenschaft“<sup>8)</sup>. Ähnlich versteht G. Bohne Erziehung als „Hilfe zum rechten Leben“<sup>9)</sup>. Gemeinsam ist die Abwehr einer falschen Idealbildung. Alle idealen Zielsetzungen können nur Leitbilder sein. „Das Ziel der Erziehung ist nicht die Verwirklichung eines Ideals vom Menschen und der Persönlichkeit, nicht der vollkommene Mensch, sondern, wie es Pestalozzi schon wußte, die Wiederaufrichtung des Menschen in seiner Schwäche, so daß er seine Aufgaben in ‚seiner konkreten Situation‘ bewältigen kann, in den engen Grenzen seines Lebensraumes, seiner Lage, seiner Möglichkeiten“ (E. Weniger)<sup>10)</sup>.

#### Anmerkungen:

1. Die pädagogische Bewegung in Deutschland und ihre Theorie, 3. Auflage 1948, S. 135.
2. ebd. S. 26.
3. Das Menschenbild und die Aufgabe der Erziehung, in „Theologische Existenz heute“ Nr. 38, 1953, S. 8 ff.
4. Das Bildungsziel der höheren Schule, in „Mitteilungsblatt des Philologenvereins in Nordrhein-Westfalen, Sonderdruck, S. 8.
5. Die Eigenständigkeit der Erziehung in Theorie und Praxis, 1952, S. 138 u. 126.
6. Reden über Erziehung, 1953, S. 47.
7. Erziehung als Lebenshilfe, in „Blätter für Lehrerfortbildung“, 5. Jahrg. Sept. 1952, S. 2.
8. Evangelische Lehre von der Erziehung, 1950, S. 71.
9. Grundlagen der Erziehung, Bd. 2 1953, S. 15.
10. a. a. O. S. 365.

### Zu einer Stiftung der „Ehemaligen“

Die „Ehemaligen des Jahrganges 1930“ haben hochherzigerweise Mittel zum Kauf eines Bildes der Schule bereitgestellt. Dies Bild soll fortan in einem der Klassenzimmer „Wandschmuck“ sein; hoffentlich ist es weit mehr.

Gewählt wurde von mir eine Reproduktion vom „Turm der blauen Pferde“, der von Franz Marc vor beinahe einem halben Jahrhundert gemalt worden ist. Eine eigenartige und einzigartige Schöpfung. Ein derartiger Titel im Bereich der Musik oder Poesie würde sicher nicht sonderlich auffallen. Im Bereich der sogenannten „Bildenden Kunst“ aber hat es derartiges bislang nicht gegeben. Und das gleiche gilt für die Sprache Marcs, für Form und Farbe, also für die Werkmittel Linie, Fläche, Bildbau und die Tonskala seiner Farben. Von einigen Anregungen ausgehend führt der Weg des Künstlers bei diesem Werk über „Die roten Pferde“ hinaus zu einem faszinierenden Bild von ungemein starkem poetischem Gehalt in einer vollendeten Harmonie von „Was und Wie“, „Inhalt und Form“, „Gehalt und Gestalt“ oder wie wir das nennen wollen.

Pferde im Hochformat eingespannt — wo gibt es desgleichen? Auf der rechten Bildseite eine mächtige Mutterstute, drei jüngere Tiere nur z. T. sichtbar dahinter, darüber. Weitausholende, schwingende Linien, Teile von Kreisen, Ellipsen, Parabeln, begrenzen die Flächen, bilden Gerüst für die Farbe. Kein Bild, das Niederschlag wäre nur optischer Wahrnehmung.

gen: kein Fell, in dessen Haar sich das Licht spiegeln und der Schatten verkriechen könnte; im ganzen Bild kein übliches Licht- und Schatten-spiel, auch keine Perspektive wie sonst. Es ist eben kein Bild gesehen von einem bestimmten Standpunkt, bei bestimmter Beleuchtung, Entfernung und räumlicher Ordnung. Es ist weitgehend ein Werk der inneren Gesichte, wobei die zeitlichen und räumlichen Zufälligkeiten, die so weitgehend die „Haut“ der Dinge beeinflussen, ohne Belang bleiben. Die Verhaftung dieser vier Tiere im Raum- und Zeitlosen wird weitergetrieben durch ihr Blau, die Farbe des Überirdischen und des Geistigen schlechthin. Die Mondsichel auf der Brust der Mutterstute im Bilde rechts unten und der leuchtende Regenbogen links oben sind mit ihren Schwüngen die einfassenden Symbole höherer Wirklichkeiten, die mithelfen, die Wesenheit dieser Pferde in eine kosmische Sphäre einzubetten.

Der Äußerung Sedlmayers, daß es in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts wohl größere Begabungen, aber keine größere ethische Potenz gäbe, möchte ich zufügen, daß es in dieser Zeit nur ganz wenige Maler von gleicher poetischer Aussagekraft gibt und daß Marc unbedingt zu den Deutschen gehört, die irgendwie Letztmögliches, irgendwie Absolutes erzwingen wollen.

Möge dies Bild all denen, die fortan den „Turm der blauen Pferde“ tagtäglich um sich haben dürfen, eine wertvolle künstlerische Aussage bedeuten.

Werner Keller

## Eindrücke eines Unbefangenen

### (Bericht über die „documenta“, Kunstausstellung in Kassel)

Versuchte man, aus Bildungsstreben die gesamte Ausstellung in sich aufzunehmen und auszuwerten, von jedem bedeutenderen der ausstellenden Künstler eine Vorstellung zu gewinnen —, und vor allem, diese Vorstellungen zu einer einzigen von der geistigen Situation der Zeit zu vereinigen — was eigentlich unser Ziel bei der Fahrt war — so kam man gewiß um jeden Genuß der Ausstellung. Man sah sich hilflos einem Kreuzfeuer von Fragen und Zweifeln ausgesetzt und geriet in ein inneres Chaos, da man immer wieder gezwungen wurde, den Aspekt, den Standpunkt gegenüber den Werken zu wechseln, so verschieden waren sie in ihrem Wollen, — bis man völlig ratlos wurde und jeden Ansatzpunkt verlor. Kurz gesagt: Eine Einheit der heutigen bildenden Kunst ist, zumindest für uns Zeitgenossen, nicht vorhanden. So geübt der moderne Mensch sonst im Wechsel seiner Rollen ist, bei der Beurteilung der modernen Kunst wäre ein solcher Wechsel Unehrlichkeit.

Eine Stellungnahme zur gesamten Ausstellung wird bei der sehr vagen und distanzierten Bemerkung sich beschränken müssen; die Ausstellung sei der offenbar gelungene Versuch, einen geschlossenen Ueberblick zu geben. Sich präziser zu fassen ist kaum möglich, es sei denn, man überginge einen großen Teil des Ausgestellten stillschweigend oder ablehnend, wie es offenbar auch ein Großteil der Besucher tat. Ueberdies hatte man Mühe, sich der vielfach bizarren, zumindest lauten und ihre Gegnerschaft zur „natürlichen“ Form — zur Darstellung der Fassade der Dinge — einem gar zu hart ins Gesicht schreienden Kunstwerke zu erwehren — oder auch sich gegen ihre überlaute Sprache zu verschließen; und eine derartige Abstumpfung ging dann leicht auf Kosten des Genusses anderer, bescheidenerer, ernsterer oder tieferer Werke, abgesehen, daß eine völlige Auflösung der Form, sofern überhaupt noch bei den betreffenden Werken eine Beziehung zu einem Objekt vorhanden ist, notwendig die Beziehung zum Publikum zerreißt muß; denn die Dinge tragen ihre Fassaden und Formen wie ihre Namen, und wenn ein Künstler diese durch eigene, vielleicht noch so tief echte, ersetzt, darf er weder auf Verständnis beim Publikum, noch darauf, von Scharlatanen unterschieden zu werden, hoffen.

Recht sinnvoll und erfolgversprechend erscheint das Bestreben gewisser Künstler auf die einfachsten geometrischen Grundformen: Gerade, Kreis, Dreieck, Viereck etc. zurückzugreifen, auf den Eigenwert, Eigengehalt zu untersuchen und

möglichst systematisch wissenschaftlich ihre Kompositionsmöglichkeiten auszuschöpfen. Freilich, Klarheit im Aufbau wird dadurch erreicht, auch eine gewisse Eindeutigkeit, dennoch scheint mir das Unternehmen, ebenso wie Ernst Jüngers „Lob der Vokale“, ein Irrtum, denn die geschaffenen Kompositionen werden erst durch den Künstler mit ihrem Sinn begabt, somit bedeutet der Weg eine Einschränkung der künstlerischen Möglichkeiten. (Beispiele sind: Josef Albers „Zur Ehrung an das Viereck“ oder auch Max Bill „Simultankonstruktion zweier progressiver Systeme“.)

Angesichts jedoch der übrigen abstrakten Kunst muß man dieser Richtung dennoch eine gewisse Reife zubilligen; bei den undeutlichen, höchst vagen Formen in den entsprechenden Werken wurde mir die gesamte abstrakte Richtung fragwürdig. Zumindest wurde es zweifelhaft, ob denn das noch Kunst sei, wenn auch noch eine Reifezeit kommen mag, und so einleuchtend es scheinen mag, daß man den Farb- und Formelementen einen Eigenwert zubilligt und diese Elemente zum Aufbau in der Fläche benutzt. Verständlich wurde das z. B. bei Kandinsky, während ich häufig den Eindruck hatte, daß zwischen Werk und Idee — oder, vielleicht dasselbe, zwischen Beschauer und Werk — ein Zwiespalt bestand. Vielleicht haben Publikum und Künstler zugleich noch ein Stück Weges auf diesem kompositorischen Gebiete vor sich.

Man konnte sich, wie es einfach, wenn nicht romantisch oder gar sentimental ist, nur von seinem Geschmacke leiten lassen; damit entzog man sich dem unangenehmen Zwange nachzudenken, den abstrakte Werke ausüben können, nachzudenken nämlich darüber, was eigentlich Ruf und Wert der geschätzten und gewohnten alten Meister ausmache; — gleichzeitig aber ging man selbstverständlich am genannten Unbekannten, Lauten, Fordernden vorbei und genoß z. B. die farblich wie formal höchst vornehmen Werke Feingers oder Marscs. Die Auflösung der Formen, die Ueberwindung der Fassade, die Vereinfachung und damit gleichzeitige Verdeutlichung des Wesens der Objekte ist vollständig entwickelt; gleichzeitig ist ein durchaus selbständiger Bau der Bilder: Die Werke haben Tiefe. — Dennoch scheint der Weg der Auflösung in Flächen nicht allzu fruchtbar gewesen zu sein: Die späteren Werke Feingers zeigen eine neue Technik. — Farblich ein unmittelbarer Genuß sind auch die zahlreichen Aquarelle August Mackes, ebenso wie die seltsame, blühende Phantasie Marc Chagalls seinen Werken ein ungestörtes Interesse sichert.

Trotz allem wird ein solcher schlichter Genuß nicht befriedigen oder doch mit Recht als Schwäche ausgelegt werden; man muß fragen, wie der Weg weitergeht, und da man gewiß zu einem bündigen Ergebnis nicht kommt, dennoch die einzelnen Künstler auf ihre Zukunft hin betrachten. Bei Feinger schien eine Möglichkeit erschöpft, er hatte vielleicht in der Festlegung des Formalen zu weit gegriffen. Künstler wie Beckmann, Hofer, vielleicht auch de Chirico, Carra und die Surrealisten, sind zu zeitgebunden, so sehr diese Eigenschaft sonst zur festen Verwurzelung und Gültigkeit nötig ist; Kokoschka, Rohlfcs weisen in ihrer Auflösung leicht dekadente Züge auf. Immerhin neue Wege der Farbgebung zeigen die Fauvisten Derain, Matisse; schließlich auch Nolde und Nay, Schmidt-Rotluff u. ä.; alles scheint jedoch noch in Gärung, unabgeschlossen, zersplittert. — An farblichem Geschmack, an Können überhaupt schien vieles vorhanden; aber es scheint, daß wir heute im Abendland doch mehr brauchen als nur derlei Genüsse, eine schwache Sensation bei diesem oder jenem für ein paar Stunden: Ein einheitliches Wollen, von dem, da uns sein Fehlen bewußt ist, fast gewiß ist, daß seine Quellen versiegt sind oder nicht mehr aus uns selbst fließen werden.

Schottky, OI

## Impressionen von der „documenta“ in Kassel

Am Freitag, dem 16. September 1955, besuchten die beiden Oberklassen des Friedrichs-Gymnasiums die „documenta“ in Kassel. Den Besuch dieser Ausstellung, die eine in Europa nie gezeigte Uebersicht über das Kunstschaffen seit der Jahrhundertwende vermittelte, verdanken wir der Initiative von Herrn Studienrat Keller und der finanziellen Unterstützung durch die „Ehemaligen“, denen an dieser Stelle unser besonderer Dank gilt.

Es ist gut, wenn man sich rückschauend die geistigen Grundlagen dieses Kunstschaffens ins Gedächtnis ruft.

Allen Künstlern gemeinsam ist die radikale Ablehnung des „Gegenstandes“ im photographischen Sinn und das Bewußtsein, wie gefährdet, ja fragwürdig das geistige Weltgebäude durch die Entwicklung und Drohung der Technik geworden ist.

Von hier führen die Wege auseinander: Zur Negation — repräsentiert im modernen Nihilismus — und in entgegengesetzter Richtung zu einer Gläubigkeit, die ihre Sicherheit aus der Besinnung und dem Rückschreiten zu letztlich Gültigem erhält: Würde und Wert des Menschen, die er aus der Bejahung des Gott-

geschaffenen und Göttlichen gewinnt. Diese Gläubigen, Lehmbruck, Barlach, Chagall und Rouault, um die zu nennen, die mir die Bedeutendsten scheinen, stehen jedoch unter der Fülle der Verneinenden als Einzelercheinungen auf einsamer Höhe.

Die äußerliche Entwicklung der modernen Kunst ist einfach und deutlich. In Frankreich kommt sie von van Gogh, Gauguin und Cezanne, die in dieser Ausstellung nicht mehr vertreten waren, leitete über die „Fauves“, bei denen das Dekorativ-Ornamentale eindringt, hin zum Kubismus, dessen Vertreter sich im Ringen um Schönheit und Dynamik reiner Formkräfte erschöpfen.

Grundsätzliche Unterschiede bestehen zwischen Deutschen (Expression als Ausdruckskunst) und Franzosen (Ordnung und Farbe). Die Darstellung des inneren Wesens der Dinge — zunächst noch gegenstandsgebunden — ist das Anliegen der Künstler der „Brücke“ und des „blauen Reiters“. Kandinsky leitet von hier aus — mit derselben Konsequenz der Entwicklung wie die Franzosen — zum Abstrakten. Doch Weg und Sinn sind hier anders: Wie die absolute Musik möchten sich die Abstrakten von jeder gegenständlichen Andeutung lösen, um durch Ueberwindung ablenkender Gegenständlichkeit zur reinsten Aussage vorzudringen. (Aber seine Spielereien zeigen nur, daß die Malerei wie die Sprache des Dichters wohl musikalisch, jedoch keine Musik sein kann.)

Es ist schwierig bei der Fülle des Gebotenen einzelnes herauszugreifen. Zunächst zu den Franzosen:

In den Stilleben von Braque und Juan Gris ist formale Schönheit vorhanden. Leger untersucht mit erschreckender Ernsthaftigkeit und Genauigkeit die Spannung zwischen Rundung und Fläche. Diese formalen Untersuchungen, die jeder Künstler als reine Kompositionsskizzen ohne Eigenwert anfertigt, haben keinen Anspruch auf Aussage. Die Kunst ist zur Wissenschaft geworden. Aber wir glauben heute nicht mehr, daß man aus Wissenschaft eine Weitanschauung machen kann.

Gehen wir zu Max Beckmann, dem deutschen Expressionisten, dessen schwere Dynamik die Erschütterung des Weltbildes und den furchtbaren Eindruck zweier Kriege sichtbar werden läßt. Der Zweifel an Würde und Wert des Menschen, das Satanische, das, wie Beckmann sagt, „in allen Dingen wie ein Gift“ sitzt, wird laut. Der Mensch wird zur Karikatur, zu einer Fratze voll selbstgefälliger Torheit. Daß mit der Verneinung des Menschen auch das Objektive, auch Gott gezeugt wird, ist nur konsequent.

Beckmanns Vitalität wehrt sich noch verzweifelt gegen diesen Aspekt des Menschen, er kann das Chaos nicht tief genug bedauern. Der Nihilismus von Max Ernst ist jedoch nicht mehr tragisch, sondern infernalisch, denn er bejaht das Chaos. Es bleibt paradox, daß er trotz der Auflösung der Welt noch formale Ordnung darstellt. Der Mensch ist zur Maske geworden, ist sich selbst und anderen einsam und fremd und bewegt sich in einer bedrückenden Leere, die durch die Boshaftigkeit der Illusion noch gesteigert wird. Der Tiefpunkt menschlichen Daseins ist erreicht. Bezeichnend für den Verlust der Existenz sind die Themen: „Trinker“, „Arbeiter“ (mit leeren Gesichtern), „die Fabrik“, „Masken“, „Spieler“: das Verkommene, Scheußliche und Unnormale, eine ungeheure Fülle an geistreichen und überraschenden Assoziationen zwar, die aber durch ihre Willkürlichkeit, und, weil sie keinem ursprünglichen Weltgefühl entstammen, unwahr sind.

Neben den vielen Vertretern des Nihilismus gibt es nur erschreckend wenige, die Wesentliche zu sagen haben: Barlach, dem es die Kluft zwischen Himmel und Erde auszufüllen gilt, und der prophetisch als „Mittler zwischen Gott und den Menschen“ auftritt, Lehmbruck, Chagall, Rouault und einige andere. Es sind Menschen, die Sinn, Erfüllung, ja zum Dasein wiedererrungen oder bewahrt haben. Lehmbrucks „Kniende“, die vorn in der Eingangshalle stand, ist Symbol der Offenheit zur Welt, des wartenden Lauschens, in dem sich der Mensch den Dingen öffnet. Man denkt an das Wort Rilkes aus den Sonnetten an Orpheus:

Aber noch ist uns das Dasein  
verzaubert: an hundert  
Stellen ist noch Ursprung.  
Ein Spiel von reinen  
Kräften, die keiner berührt,  
der nicht kniet und bewundert.

Im Leitwort zur „documenta“ heißt es, daß die Ausstellung weder als Bereicherung für Kenner noch zur Belehrung Widerstrebender, sondern für die heraufwachsende Jugend gedacht ist, daß sie erkennen möchte, was es zu verwalten und zu überwinden gilt. Meine Erkenntnis aus dem Besuch der Ausstellung ist, daß unser Suchen auf dem richtigen Wege ist, die „verlorene Mitte“, jene Beziehungen, die das Dasein erst ausmachen — die aber mutwillig zerbrochen wurden —, die Würde des Menschen wiederzugewinnen, die in der Hingabe und Befreiung durch die Freude liegt. Dieses Unsichtbare im Sichtbaren nachzuschaffen, ist Aufgabe der kunstschaffenden Generation. Roland Günter, OI.

## Chronik

### 25 Jahre Abitur

(Fortsetzung aus Heft 15)

Freunde, ihr werdet euch erinnern, daß wir die Gesellschaft der Jubilanten verlassen hatten, als sie üppig und herrlich schmausten. Jedoch, man will ja nicht immer schmausen, man will ja auch einmal Kaffee trinken und etwas essen. Als der Festausschuß einen Vorschlag in dieser Richtung machte, fand er einhelligen Beifall. Man beschloß deshalb, zur Silbermühle zu fahren. Leider war das Schneegestöber zu stark und die Straße zu naß, um den Weg zu Fuß zu nehmen. Aber an der Silbermühle sollte ein wenig gewandelt werden.

Die Fahrt dahin war ein Fest. Es war überhaupt, als habe sich der 19. März von seiner besten Seite zeigen wollen. Kurz vor Frühlingsanfang war in der Nacht Schnee gefallen. Doch am Morgen war der Himmel klar, und ein wunderbarer, goldener Sonnenschein lachte in den ersten Stunden aus dem frischen, glasklar und sauber geputzten Blau des Äthers. Die Erde glänzte wie ein Frauenzimmer in neuer Garderobe, und die Luft zog einher wie ein Gent auf Brautschau, der den Glanz seiner Erscheinung auf Land und Leute fallen läßt.

Wenn es sich auch gegen Mittag bezogen hatte und das graue Gewölk eine Fülle von Schneeflocken entschweben ließ, die sich allerdings in den häßlichen Straßen der Städte schnell in Schmutz und Wasser verwandelten, so waren ihre Scharen draußen vor den Toren wie die Teilchen einer Decke, die wohltuend um den Leib des Umhüllten liegt.

Und nun erst im Walde an der Mühle selbst! Er stand wie im tiefsten Winter. Die Bäume schwer unter der Kuppe dicken Schnees und bis an die letzten Fingerspitzen mit blendend weißen Handschuhen angetan. Hoch bis zum halben Knie lagen die Flocken auf der Erde. War das eine Lust, darin herumzustapfen und umwallt und umweht von den leichten Kindern ätherischer Sippen den Spaziergang zu genießen! Kein Mensch war im Walde. Nirgends war der jungfräuliche Schleier zerrissen oder von Spuren versehrt. Im makellosen, schimmernden Weiß lagen die Hänge, das Tal und die Wiesengründe. Kein Laut drang her; alles war eingesogen von dem unaufhörlichen Rieseln, das jede Bewegung oder Unruhe der Luft in seinem watteweichen Filter sanft und schweigsam auslaufen ließ.

Wie behaglich, hernach bei dampfendem Kaffee und in warmer Stube zu sitzen, den Blick auf die winterliche Landschaft, geborgen im gemütlichen Gestühl und bei herzhaften Getränken, in launig plätscherndem Gespräch, wohligh schnurrend wie die Katzen am Ofen! Könnt ihr es verstehen, wenn vorerst niemand an ein Fortgehen dachte, wenn jene matte Gelassenheit und Lässigkeit alle umging, unter der wir mit uns selbst, dem Leben und dem lieben Gott zufrieden sind?

Aber man mußte weiter. Nicht so sehr aus innerer Notwendigkeit, sondern weil das Programm und einige hartnäckige Teilnehmer es so wollten. Die Temperamente sind eben verschieden. Und wo der eine ruhig seinem Innenleben Sammlung und Saat zukommen lassen will, da tanzt der Mo-

toriker voll Unruhe und aufsteigendem Zorn, weil sein Bewegungsdrang gehemmt ist.

Da der Gesellschaft jedoch daran gelegen war, in Harmonie miteinander zu bleiben, ward jeder womöglich aufkommenden Spannung sogleich dadurch das Wasser abgegraben, daß man zum allgemeinen Aufbruch nach Detmold riet. Dort sollte nämlich der ehrwürdige Tag seinen Abschluß finden.

Zuvor mußte aber noch eine offizielle Vollversammlung der Klasse einberufen werden, da über einen eben eingegangenen Antrag abzustimmen war. Dies geschah auf der Stelle.

Mit dem neuen Antrag hatte es folgende Bewandnis: Der Festausschuß hatte, bevollmächtigt vom letzten Klassentage, das Programm des Tages festgelegt. Als Schlußpunkt war die Besichtigung des Detmolder Ratskellers eingesetzt.

Nun unversehens erhob sich der Architekt und stellte den Antrag, man wolle doch statt in den reizlosen Ratskeller lieber in das Haus des Handwerks gehen. Der Ratskeller stamme aus älterer Bauzeit, sei dunkel und verräuchert. Er biete somit nichts Sehenswertes. Dahingegen sei das Haus des Handwerks ganz modern, zeige beachtliche Räume, und sei ein Gedicht, was Anlage, Architektur und Ausstattung angehe. Außerdem sei das Haus sehr repräsentabel, für diese Gesellschaft also das Geeignete. Ferner besitze das Publikum nicht die Schwerfälligkeit der alten Detmolder Notabeln. Im ganzen wehe dort ein hoher, frischer, aufmunternder Geist. Das alles seien Dinge, die die Klasse kaum anders bestimmen könnten, als an jenem Ort vor Anker zu gehen.

Da hättet ihr aber einmal den Juristen sehen sollen! Hatten die Gelenke seiner Finger schon bedenklich geknackt und damit allen angezeigt, wie stark die Erregung war, in der sich ihr Besitzer befand, so konnte er seinen Unmut zuletzt nur dadurch bändigen, daß er sich jählings den ersten besten Hut vom nächsten Kleiderhaken riß. Den zerdrückte und zerpreßte er in gewaltsamer Gebärde und schwenkte ihn dann wütend hin und her, als suche er einen Gegenstand, auf den er ihn schleudern könnte. Einen Augenblick sah es so aus, als könne er sich nicht enthalten, ihn dem Redner auf den Kopf zu stülpen. Ein guter Geist hielt ihn davor zurück, denn er war dem anderen körperlich unterlegen. Genug, er stierte plötzlich in das Innere der Kopfbedeckung und schüttelte sein Haupt, als habe er eine kaum zu fassende Entdeckung in dessen Höhlung gemacht. Schließlich stülpte er ihn sich mit einem grimmigen Fluche auf sein eigenes Haupt, und zwar mit solchem Nachdruck, daß er weit bis über beide Ohren getrieben wurde und zwei Mann nötig waren, um ihn von einem Kleidungsstücke zu befreien, das hierzulande als Hals- und Ohrenschützer ganz ungebräuchlich ist. Nichtsdestoweniger nahm er den Hut sogleich wieder an sich, lehnte sich mit der gelangweilten Miene des Andersdenkenden in seinem Stuhl zurück, bedeckte sein Gesicht mit eben jenem Hut und steckte seine Hände tief in die Hosentaschen. So verharrte er, bis der Antragsteller geendet hatte.

Kaum hatte der aber das letzte Wort gesprochen, fuhr er wie von einer Feder geschnellt von seinem Platze auf und meldete sich zum Wort. Seine Ausführungen verdienen wegen ihrer allgemein menschlichen Tiefe und

vornehmen Geisteshaltung festgehalten zu werden. Er führte etwa folgendes aus:

Wohin seien wir gekommen, frage er die Versammlung. Stünden wir im Athen der Verfallzeit, wo jeder hergelaufene Gerber wie Kleon die Axt an die Wurzel der Gemeinschaft legen könne? Oder im Rom des turbulenten Klodius Pulcher, wo Unbescheidenheit, ja Gewalttätigkeit das Regiment geführt habe? Er könne nur dies zu den Auslassungen seines Vorredners sagen. Zuvor wolle er aber ausdrücklich festgestellt wissen, um jede falsche Auslegung zu unterbinden, was jeder zwar wisse, was hier aber noch einmal ausgesprochen werden solle. Er gehöre nicht zum Festausschuß. Wenn den der Takt zurückhalte, in eigener Angelegenheit das Wort zu ergreifen, so halte er es für seine Pflicht, das zu tun. So müsse er an den Antragsteller einige Fragen richten:

Habe der Festausschuß bis zu diesem Augenblicke nicht alles zur vollsten Zufriedenheit geplant? Warum wolle er denn plötzlich etwas anderes als vorgesehen sei? Hieße das nicht Mißtrauen säen wollen, wo das Korn der Zufriedenheit im vollen Wachstum stünde?

Habe er nicht auch die Aufforderung erhalten, sich zu dem Programm zu äußern? Und Abänderungsvorschläge einzureichen? Warum komme er erst jetzt mit diesem Antrage? Warum mache er diesen Übertummelungsversuch, den er in einer Atmosphäre satter Behaglichkeit und friedfertiger Behäbigkeit nur mit dem Ausdruck Gewalttätigkeit bezeichnen könne? Ja, er gehe noch weiter. Wie komme er dazu, wo er doch als Künstler sonst so feinfühlig sei, jetzt so unbescheidenerweise zu verlangen, daß nach seiner Pfeife getanzt werde, und damit Unruhe und Besorgnis unter die Kameraden zu werfen?

Er könne sich nur eines denken. Er sei überzeugt, wenn er auch keine Ahnung von den Verhältnissen in Detmold habe, der Hase liege in einem ganz besonderen Pfeffer. Auf Grund der Mentalität des Antragstellers, der Hartnäckigkeit seiner Vorwände, der Hinterhältigkeit der Begründungen, der Unbescheidenheit, mit der er sich plötzlich in die Planung dränge, liege für ihn klar am Tage: das Haus des Handwerks werde hier nur deshalb propagiert, weil es mit dem Antragsteller selber gebaut habe. Wie solle er diese Handlungsweise bezeichnen? Wie jene Raffinesse, die sich darin bezeuge, daß der Antragsteller erst eben jetzt in dieser Stunde sich melde, wo er sicher sein könne, daß es keiner mehr für seine Pflicht halte, Nachforschungen nach dem Architekten anzustellen? Er enthalte sich jedes weiteren Wortes, weil ihn seine Kameradschaftlichkeit hindere, die Dinge auf die Spitze zu treiben. Das Urteil überlasse er jedem Anwesenden. Für ihn stehe fest, wie die Antwort auf diesen Antrag ausfallen werde.

Wenn der Redner auch hinreißend gesprochen hatte und die Kraft seiner Argumente gewiß so gewichtig war, daß sie auch jedem anderem Faß menschlicher Eitelkeit den Boden ausgeschlagen hätte, so müssen wir doch vorwegnehmend auf die beschämende Tatsache hinweisen, daß der Mensch nicht nur von der Vernunft regiert wird. So auch in diesem Falle. Zur größten Überraschung dieses Redners und der Gleichgesinnten zog gerade der Verdacht und die Mutmaßung, der Architekt spreche wieder einmal pro domo, die Neugierde der Versammelten an. Getrieben von diesem Gefühl schlugen sie die Worte weisen Verstandes in den Wind und entschieden in der Mehrzahl, man solle in das Haus des Handwerks ziehen.

Bei dieser Entscheidung stürzte der Unterlegene mit einem hohn-geladenen Geschrei, die Haare raufend, ins Freie. Hier wurde er ein wenig später beobachtet, wie er sich das erhitzte Gesicht und Haupt wut-entbrannt mit Schnee rieb. Da aber Schnee, tatkräftig und energisch ge-rieben, dieselbe Wirkung auf der behandelten Stelle hat wie ein Heizkissen, so stellte sich bei dem zähneknirschenden Wüterich nur eine Steigerung seiner Hitze ein. Die Folge war, daß er mit Gewalt zum Auto geschleppt werden mußte.

Im Hause des Handwerks war inzwischen alles wieder im Lot. Unter der Führung des Architekten ward das Gebäude besichtigt und zur Freude des geistigen Vaters alles für gut und schön befunden. Leider hatte die Gesellschaft in dem besagten Hause einiges Pech. So sehr sie überall sonst ohne Anstoß von den anderen Gästen aufgenommen und hingenommen war, hier erregte ihre Ankunft Ärger. Ob das an der hochgetriebenen Stimmung lag oder ob die vielen bewundernden Ahs und Ohs den An-wesenden keinen guten Eindruck von der Intelligenz und Fachkenntnis der Ankömmlinge vermittelt hatte, — vielleicht waren viel Fachleute dar-unter, — konnte nicht sichergestellt werden. Genug, die Gruppe ward aus einem anziehenden, eleganten Raume, mit Recht „Garten Eden“ genannt, vertrieben und mußte sich in einen abgelegeneren Raum verziehen. Dort war man aber ganz unter sich. Mit Heißhunger konnte man über alles her-fallen, was das Haus zu bieten hatte. Danach nahte der Höhepunkt des Abends, die Berichte des fernerer Lebensganges seit dem Abitur.

Mit Bedacht und Klugheit hatte der Festausschuß dies als Ausklang auf das Programm gesetzt. Sollte es doch jedem die Möglichkeit geben, sich über den anderen und seinen Weg in den 25 Jahren zu unterrichten. Über-dies mußte die Darlegung des Vergangenen immer und stets in den heutigen hohen Tag münden und von da die Gedanken in die Zukunft lenken.

In feierlicher Abstimmung ward aber zuvor bestimmt, daß keiner in der Beschreibung des Lebensweges den heutigen Tag mit einbeziehe. Das sollte vermieden werden, weil

1. die Größe, die Wucht und Gewalt, die Erlebnisträchtigkeit dieses einmaligen Tages ganz offenbar zu nahe stand, um in dem ganzen Ausmaß schon jetzt begriffen zu werden,

2. weil man mit Recht fürchten mußte, daß dann die Zeit für jeden einzelnen zu kurz werden würde, wenn er sich noch dieses bedeutenden Ereignisses bemächtigen wollte.

Freunde, wenn wir gewillt wären, und auch nur in den größten und gehaltvollsten Zügen, das vorzubringen, was dort in diesen Stunden an Erlebnissen und Schicksalen verzeichnet wurde, unser Papier wäre viel zu klein, unsere Feder zu stumpf und unser Wortschatz zu gering, um dem annähernd gerecht zu werden. Wir überlassen es Größeren.

Nur soviel sei festgestellt. Es war atemberaubend. Und alles erhielt durch den düsteren Hintergrund der letzten 20 Jahre seinen apokalyptischen Schein.

Wie immer bei derlei Anlässen vergaß man Zeit und Stunde, bis schließlich ein Schreckenschrei alle zur nächsten Gegenwart zurückrief: Mein Omnibus ist weg! Und: Mein Zug ist dahin, wenn wir nicht sofort aufbrechen! Aber auch dieser Schrecken ward beseitigt. Ehe man sich's

versah, saß wie mit einem Zauberschlage jeder Teilnehmer in seinem Ge-fährt. Wie die wilde Jagd, angefeuert durch Heißa und Hallo, ging's brau-send durch die Nacht auf Herfords Bahnhof zu. Wetten wunderlichster Art wurden abgeschlossen. Doch der fahrende Kaufmann stellte auch jetzt seine Kunst wieder unter Beweis. Und lachend, sich vor Freude auf die Schulter klopfend, trunken von Fest und Stimmung, nahm man herz-lichen Abschied von einander, nicht ohne beschlossen zu haben, nach 5 Jahren wieder zusammenzukommen, zu feiern und ein Gleiches zu tun.

So war der Tag dahin. Freunde, es war schön.

Ewald Lütjens

### Vorstandssitzung

Während des Abschlußballes anlässlich des Schulfestes zog sich der geladene Vorstand für kurze Zeit in eine Ecke zurück, um einige dringende Fragen zu besprechen. Es galt vor allem, über einige den „Friederizianer“ betreffende Anregungen zu beraten.

### Beihilfe für eine Studienfahrt

Die Vereinigung gewährte einer Gruppe von Schülern, die eine Studien-fahrt zur Ausstellung „Documenta“ nach Kassel unternahmen, eine finan-zielle Beihilfe.

### Pickertessen

Beim Pickertessen am 17. September wurden, das stellte sogar die Her-forder Lokalpresse fest, erstaunlich große Mengen dieses deftigen Gerichts verzehrt. Ein großer Kreis von Ehemaligen hatte sich bei Höner in Die-



brock eingefunden. Ob dieses bekannte und beliebte Landlokal nun in Eickum, Laar oder Diebrock liegt, darüber sind die Meinungen offenbar geteilt. Auf dem Einladungszettel stand jedenfalls Diebrock und in der

Zeitung Eickum. Der Schreiber dieser Zeilen glaubte also das Lokal mit seinem Kleinstwagen am schnellsten auf der Diebrocker Straße zu erreichen. Er überholte denn auch etliche wacker durch die Nacht schreitende Friederizianer, gelangte jedoch nur mit Mühe ans Ziel. Ein Eingeborener wies ihn quer durch die nächtliche Landschaft nach Laar. Nichts destoweniger liegt der Gasthof in Diebrock, wenn auch genau an der Grenze von Laar. Nach dieser unfreiwilligen, aber erfolgreichen geographischen Exkursion schmeckte der Pickert besonders gut. Zuerst erklang aus rauhen, des Gesanges entwöhnten Kehlen, das Pickertlied, eine Dichtung unseres lieben Richard Fricke aus Dresden. Als Einlage genoß man die Aufführung eines Puppenspiels, verfaßt von Schülern der Oberprima, in dem Vater Zeus, zum Pennäler transfiguriert, herumgeistert. Es dreht sich u. a. um einen mutwillig zerstörten Klopott, welchen Gegenstand die Primaner feinsinnig und kenntnisreich mit Freuds Psychoanalyse in Verbindung brachten. Es war äußerst amüsan. Pickert gab's dazu reichlich. Fama est, daß manche Ehemalige zwölfmal „nachgefaßt“ hätten.

## Forum

. . . Mit Freude und Wehmut lese ich immer die Zeitschrift der ehemaligen Friederizianer. Schon die Namen der Mitglieder wecken ungetrübte und schöne Erinnerungen in mir. Die Zeitschrift wandert zu meinem Bruder nach London. . . . J. u. L. M., Cochabamba, Bolivia

Bei dieser Gelegenheit möchte ich nicht versäumen, Ihnen meine Anerkennung auszudrücken über Ihre Redaktionstätigkeit . . . Huchzermeyers schriftstellerische Tätigkeit schätze ich sehr . . . Der Artikel Döneken's über Deneke ist ausgezeichnet.  
Dr. F. S.

## K. O.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß gerade durch eine der härtesten Sportarten, nämlich durch das Boxen, eine Verweichlichung der heutigen männlichen Jugend ermöglicht und verursacht wurde.

Wenn man vor 50 Jahren als Pennäler oder auch in fortgeschrittenem Alter einmal ermüdet oder gar verkatert war, dann hütete man sich, dies zu zeigen und riß sich zusammen, um nicht als minderwertig zu gelten.

Und das erst recht, wenn man Soldat wurde. Da wollte sich niemand eine Blöße geben. Im Gegenteil, man war stolz auf seine Härte.

Beispielhaft war der Friederizianer Otto Weddigen, der mit gebrochenem Schlüsselbein bis zum Ende einer Besichtigung durchhielt.

Auch unter den härtesten Anforderungen biß man die Zähne zusammen, um nicht als „schlapp“ zu gelten.

Ein Bruder meines Vaters, alter Friederizianer, der später mit 60 Jahren am Feinde blieb, gab mir vor meinem Dienstantritt den Rat: „Du mußt immer denken: Was die anderen aushalten, das halte ich erst recht aus!“

Das wurde mein Wahlspruch und hat mir über manche harte Anforderung der Rekrutenzeit hinweggeholfen, denn im Mindenschen Feldartillerie-Regiment Nr. 58 wurde uns nichts geschenkt.

Aber man wurde hart. Und das ist mir besonders in zwei Weltkriegen zugute gekommen.

Mit der heutigen Jugend ist es nun anders, denn anstelle des diffamierenden Begriffes „Schlappmachen“ ist das honorige Wort „K. o.“ getreten.

Man zeigt ungeniert seine Müdigkeit, ja selbst seine Unlust, und ohne jedes Minderwertigkeitsgefühl sagt man: „Ich bin heute so k. o.“

Und der Erwachsene, der Ältere, geht meist gutmütig und denkfaul darauf ein. „Ja, der arme Junge ist k. o.“ Man kann ja mit einem Fremdwort, zumal mit einer Abkürzung, selbst ganz eindeutige Begriffe so wunderbar verwischen.

Ich halte es daher für wichtig, nicht nur im Einzelfall den betreffenden „Schlappmachern“ die Augen zu öffnen, sondern auch an dieser Stelle der Sache auf den Grund zu gehen.

Denn ohne Härte und Ausdauer versagt man im Lebenskampf. Schon mein Großvater, gleichfalls alter Friederizianer, mahnte seine Söhne in der frühen Jugend mit den harten Worten: „Wann weint ein Junge? Wenn der Kopp ab ist“.  
C. H. Huchzermeyer

## Aus dem Leben der Schule

Seit dem letzten Bericht im Juli mag erwähnenswert sein:

Herr Wolfgang Mölleken, der die Stelle des in den Ruhestand getretenen Herrn Studienrat Zeigermann verwaltete, wurde am 28. Juli mit Wirkung vom 1. 5. d. J. zum Studienrat ernannt. Herr Studienrat Mölleken wurde 1923 in Köln geboren, ist evangelisch, studierte in Bonn und hat die Lehrbefähigung in Latein, Religion und Hebräisch.

Herr Studienrat Dr. Andres hat nach seinem schon erwähnten längeren Krankheitsurlaub am 7. September den Unterricht wieder aufgenommen.

Das Sommerfest der Schule verlief harmonisch und voll Frohsinn so, wie im letzten Mitteilungsblatt angezeigt war. Anschließend ging alles jubelnd in die „großen Ferien“. Während der Ferien tat sich manches zur weiteren Verschönerung unserer Schule: Neonbeleuchtung im Physikraum, Fenster-Verdunkelung im Zeichensaal, Wechselstrom mit neuer Schalttafel.

Das sichtbarste Zeichen für das Wohlwollen der Stadt ist das neue Gestühl in der Aula. Die starren, unbequemen langen Bänke mußten endlich den sorgfältig ausgesuchten, ebenso schönen wie bequemen Stühlen weichen. Wie manche Generation Ehemaliger hatte die alten, zähen, eckigen Bänke gedrückt, ohne sie zerdrücken zu können! Wenn sie reden könnten!

Die Vereinigung der Ehemaligen — ein lebendiger Begriff für alle Freunde der Schule — hat unsere Schulgemeinde wie schon öfter, wieder erfreut durch freundliche Gaben. Von den Spenden konnte dem jeweils

besten Schüler der Klassen Quinta bis Unterprima je ein schönes Buch überreicht werden. Einen Preis von DM 50 erhielt der Oberprimaner Schröder für die Bearbeitung des Aufsatzthemas „Vergessene und verborgene Werke heimischer Kunst“. Eine andere Spende ermöglichte Oberstufenschülern mit ihren Lehrern eine Fahrt nach Kassel, um dort die ungewöhnliche Ausstellung „Documenta“ zu besuchen. — Die Abiturienten von 1930 erfreuten ihre alte Schule sehr, als sie anlässlich ihrer 25-Jahr-Abiturfeier ihr durch Herrn Studienrat Lütjens das Gemälde von Marc „Turm der blauen Pferde“ zum Geschenk machten.

Nun haben Monate ernster Arbeit begonnen, die nur durch wenige Ferientage Anfang November unterbrochen werden. Zuvor werden Ende Oktober die Zeugnisse zum Abschluß des ersten Halbjahres ausgegeben.

Heißel

## Humor und Unterhaltung

### Ratten

Die Herforder Flußläufe sind ohne Ratten nicht denkbar, und welcher Friederizianer hätte nicht schon ihr munteres Treiben beobachtet oder auf sie Jagd gemacht. Aber ebenso undenkbar ist es, daß diese unsympathischen Zeitgenossen jemals ausgerottet werden könnten.

Bei der immer mehr überhandnehmenden Verödung unserer Wasserläufe ist es bewundernswert, wie sie allen Gewalten zum Trotz sich erhalten.

Je mehr aber die massive Bauweise unserer Häuser fortschreitet, um so geringer wird die Möglichkeit, daß sie ernsthaften Schaden anrichten.

Anders war es in meinem Elternhause, dem historischen Fachwerkhaus Auf dem Holland 33.

In dem ausgebauten Walm an der Westseite hatte ich meinen Wigwam, und dort wurden mir die Ratten recht lästig, da sie nachts meinen Schlaf störten und auch regelmäßig das Vogelfutterbrett vor dem Fenster leerfraßen.

Zwar war ich gelegentlich als Fallensteller erfolgreich, aber der Nachwuchs war größer als diese geringen Verluste. So entschloß ich mich denn zu einer Vergiftungsaktion.

Gehacktes vom Nachbar Oetzmann, von dem ich noch heute für den eigenen Gaumen Filet beziehe, wurde mit Meerzwiebel gemischt und sozusagen achtlos auf den Fußboden fallengelassen. Aber dort lag es 48 Stunden, ohne daß eine Ratte es berührt hätte.

Da legte ich es auf das Vogelfutterbrett, und sofort wurde es angenommen. Das merkte ich daran, daß eine Ratte nachts in meinem Zimmer tobte, „als hätt' sie Lieb im Leibe“. Mit einem Stück Holz befreite ich sie von ihrem Unwohlsein und gab mich wieder der Ruhe hin. Am anderen Morgen fand ich zwei weitere Opfer und glaubte, damit sei die Aktion abgeschlossen.

Abends saß ich lesend auf der breiten Fensterbank. Da fühlte ich am Sitzkissen einen Troddel, der früher nicht vorhanden war. Ich zog daran, und siehe, es war eine Ratte, deren Schwanz ich in der Hand hielt.

Und bald darauf erfüllte das Zimmer ein süßlicher Geruch, der immer intensiver wurde und mich zu eifrigem Suchen veranlaßte. Da fand ich dann ein Prachtexemplar unter meinem breiten Lotterbett und glaubte, nun Frieden zu haben.

Das war aber leider nicht der Fall. Nein, der Gestank wurde immer intensiver, so daß ich einen anderen Raum beziehen mußte.

So nahm ich denn an, daß eine verwesende Leiche unter den Dielen läge. Um nun nicht alle schweren Eichendielen aufreißen lassen zu müssen, bediente ich mich folgenden Verfahrens:

Ich gelobte meinem etwa 20 Jahre jüngeren Bruder, der eine sehr gute Nase hat, 10 Pfennig Belohnung für die Feststellung des Luderplatzes. Geschwind und gewandt windete er über die Dielenritzen und bezeichnete nach kurzem Suchen die Stelle, an der wir tatsächlich das Gesuchte fanden.

So hatte er seine Belohnung wohl verdient.

Ja, man soll über die Gaben seiner jüngeren Brüder nicht gering-schätzig denken, sondern sich freudig und dankbar ihrer bedienen.

C. H. Huchzermeyer

### Alphabetische Miscellen

(Fortsetzung aus Heft 15)

O

Einer der fahrenden Schüler aus Enger hieß mit Vornamen Hermann. Er wurde aber allgemein O s k a r genannt. Die Entstehung dieses Spitznamens erklärt sich aus der Tatsache, daß sich in der Kirche von Enger, die nach der Sage auf Betreiben des Sachsenherzogs Wittekind gebaut wurde, ein steinernes Monument befand, an dem geschrieben stand: Ossa wittekindi. Und unser Hermann wurde danach zuerst Ossa genannt und dann weiter in Volksetymologie Oskar.

P

P a u k e n bedeutet in der Studentensprache „fortwährend Fechtübungen betreiben“. In der Sprache des Gymnasiasten bedeutet es „solange lateinische Formen aufsagen“, bis sie in Fleisch und Blut übergegangen sind. Der Lehrer, der ihm dabei hilft und darauf streng achtet, daß ordentlich gepaukt wird, heißt demnach Pauker. Der Ausdruck Pauker ist also keine Herabsetzung, sondern eine Anerkennung dafür, daß er als Pädagoge seine Pflicht getan hat und tut. Wenn man in der heutigen Zeit glaubt, das Pauken nicht mehr nötig zu haben, so irrt man. Hugh, ich habe gesprochen.

Q

Q u o u s q u e, Catinina, abutere patientia nostra?

Lapke stand vor Pix und mußte übersetzen. Pix stellte einige vorfühlende Fragen. Was ist abutere für eine Form? Die Antwort des Kandidaten war zufriedenstellend, nein sogar einwandfrei: Zweite Person singularis Futur eins von abutor, abusus sum, abuti. Abutere für abuteris.

Pix nickte dementsprechend anerkennend mit dem Kopfe. Was heißt das also? Antwort richtig: Du wirst mißbrauchen.

Die Prüfung ging weiter. Welcher Fall ist patientia? Antwort richtig: Ablativ. Wie könnten Sie also auch übertragen, um auch einen Ablativ im Deutschen zu gebrauchen? Antwort: Du wirst von unserer Geduld einen falschen Gebrauch machen oder: Du wirst Mißbrauch machen mit unserer Geduld. Richtig. Dann heißt also der Satz in der Frage? „Wie lange noch, o Catinina, wirst du unsere Geduld mißbrauchen?“

Stimmt, nickte Pix. Das ist also eine rhetorische Frage des Staatsanwalts Cicero. Was ist eine rhetorische Frage? Lapke: Eine rhetorische Frage ist eine Frage, die keine Antwort verlangt.

Pix strahlte: Endlich einmal einer, der eine richtige Definition gab und nicht mit „wenn man“ begann.

„Na ja“, sagte er hochbefriedigt, „da kommt ja noch eine Frage. Die können Sie so übersetzen. Sie bietet keine Schwierigkeit.“

Lapke sah in sein Buch. Er zögerte einen Augenblick. Ein dicker Schweißtropfen bildete sich auf seiner sonst so heiteren Stirn.

Dann setzte er an, indem er sich sichtbarlich noch einmal einen inneren Ruck gab. Energisch und mit lauter Stimme sagte er, als wenn Cicero selbst seine leidenschaftliche Anklage weiterführte: Endlich einmal ein Wasservogel. Das heißt, er setzte kein Ausrufungszeichen dahinter, sondern auch wieder wie eben ein Fragezeichen.

Trotzdem aber wurde es ein Knall. Es war ein Knall, wie er in der langen Geschichte des Humanismus wohl einzigartig darstand und auch wohl niemals wiederholt werden wird. Lapke übersetzte: also: Endlich einmal ein Wasservogel!?

Pix fiel nach hinten zurück. Er machte den Mund auf und machte ihn wieder zu. Seine Augen traten apoplektisch hervor. Dann sagte er mit schwacher Stimme: „Wiederholen Sie doch noch einmal, was Sie da eben gesagt haben.“ Und Lapke wiederholte: „Endlich einmal ein Wasservogel.“

Unterdrücktes Lachen brodelte auf, ganz gegen die Gewohnheit. Pix schöpfte Luft. Seine Augen traten wieder in die Augenhöhlen zurück. Sie schnackten zurück, als wenn sie an einem Gummiband säßen. „Zeigen Sie mir mal Ihr Präparationsheft!“ sagte er sanft.

Lapke kramte unter seiner Bank und holte ein kleines Heft hervor. Er schlug es auf und reichte es seinem Lateinlehrer.

Der sah hinein und bemerkte: „Na, mein lieber Lapke, Sie sind gerettet. Ich hatte gedacht, Sie wollten mich veräppeln. Aber hier steht schwarz auf weiß, daß Sie in großer Unkenntnis zwar aber doch bona fide gehandelt haben.“ Und dann las er vor, was da stand: Ibis, ibis femininum der Ibis, ein Wasservogel.“

Und dann lächelte er fein: „Sie haben schon in der Sexta gelernt . . . vielleicht aber auch nicht, da Sie ja erst in der Untersekunda zu uns gestoßen sind . . ., daß das Futurum von ire gehen ibo heißt. Ibis heißt also: du wirst gehen. Der Staatsanwalt Cicero will damit den Hochverräter Catilina veranlassen, möglichst bald den Staub von seinen Füßen zu schütteln und in freiwillige Verbannung zu gehen. Sie müßten für Ihre wunderbare Übersetzung ja eigentlich eine ‚sechs‘ haben. Ich ersehe aber

daraus, daß Sie keine gedruckte Übersetzung gebrauchen und notiere Ihnen deshalb nur ein Vier, die später wieder gelöscht wird, sobald Sie in Zukunft beweisen, daß Sie doch nicht ganz so mente captus sind, wie Sie hier zu sein scheinen.“

Er sprach's, ergriff einen Bleistift und notierte etwas in seinem Notizbuch . . .

Lapke hieß aber von jener Zeit an sein ganzes Leben lang Ibis Lapke. Heute ist er schon lange tot. Er hat nie gegen seinen Spitznamen protestiert. Er lächelte nur immer, wenn man ihn so anredete.

## R

Rotzen wurde damals viel geübt. Der Rotz wurde tief aus dem Schlunde heraufgeholt und dann mit voller Lungenkraft und vollen Backen geschossen. Es gab Rotzschützen, die konnten vier Meter weit spucken. Sie spuckten im wahrsten Sinne des Wortes hohe Bogen. Der Gesanglehrer, der den Titel Kantor führte, aus dem aber Kanner wurde, mußte daran glauben, zwar nicht als Gesanglehrer, aber als Turnlehrer, der er auch war. Er ließ die vereinigten Klassen Quarta und Untertertia über den Bock springen. Er hatte einen dünnen Rohrstock, den er als Hilfsmittel zur Wahrung der Disziplin einsetzte. Nach Ostern in der ersten Turnstunde hielt er folgende Rede: „Bis zur Quarta aufwärts ist es mir vom Provinzialschulkollegium gestattet worden, den Stock zu gebrauchen. Die Untertertianer aber darf ich nicht mehr hauen. Wenn also über einem der Rohrstock schwebt, braucht er nur zu sagen: Bitte, ich bin Tertianer. Dann wird der Rohrstock tatenlos verharren. Der von ihm Bedrohte aber bekommt eine Stunde Arrest.“

J ä m m e l, der eigentlich J a m e s mit Vornamen hieß, fühlte sich bedroht, er war auch Untertertianer, er leistete aber keinen Widerstand, sondern nahm den Stock. Es fuchste ihn aber, und er sann auf Rache.

Nun begann die Turnstunde immer mit einem Laufschrift. Kanner stand im Zentrum und ließ seine Rotte im Zirkel um sich kreisen. Er hatte einen Kaisermantel an mit einer Pelerine, die ihm etwas Majestätisches gab, zumal er auch noch einen bis auf die Brust wallenden Barbarossabart trug, der in der Schläfengegend etwas grünlich aussah. Als nun im Rundlauf J ä m m e l auf der Seite war, wo er diesen Bart nicht sehen konnte, holte er tief Atem, etwa wie Wilhelm Tell, als er die Worte sprach: Ich habe keinen zweiten zu versenden!

Und dann ließ er sein Geschoß fahren. Er traf mitten auf die Pelerine. Da blieb es hängen. Kanner hatte nichts davon gemerkt. Aber in der nächsten Turnstunde stand er außerhalb des Ringes. Er war um eine gewichtige Erfahrung reicher geworden.

## S

S u s e hieß einer unserer verehrten Lehrer, weil er dies Wort, aus Transuse verkürzt, immer gebrauchte, wenn er unsere geistige Tätigkeit und unseren Willen zu einer energischen Lernmethode besonders kennzeichnen wollte. So flog der Bumerang auf ihn selbst zurück.

Nach allgemeinem Brauch wurde in jeder Stunde zuerst der Teil, der in der letzten Stunde besprochen worden war, repetiert, wobei man möglichst die schönen Ausdrücke wiederbringen mußte, die der Pädagoge bei

seiner Schlußübersetzung gebraucht hatte. Das war für uns nicht so leicht. Denn er hatte ja diese Übersetzung schon xmal produziert in seiner langen Tätigkeit, außerdem hatte er ja alle Hilfsmittel zur Verfügung, während wir höchstens einen Kommentar hatten, bei dem die schwierigsten Stellen nicht berührt wurden. Und wenn diese Sache erledigt war, dann kam die Fortsetzung der Lektüre, die wir zu präparieren und auch schon ziemlich weitgehend zu übersetzen hatten.

Am Beginn der Stunde gab es deshalb immer ein kleines Palaver darüber, wer wohl herankam. Um einigermaßen im Bilde zu sein, wer wohl an der Reihe sein könnte, gab es eine regelrechte Gegenbuchführung. Diese Gegenbuchführung war eine Art einer Entzifferung einer Geheimsprache. Man könnte sie auch vergleichen mit den Systemen, wie sie von den Spielern aufgestellt werden, wenn sie im Begriffe sind, sich in ein Spielcasino zu begeben, wo die schwarzen und roten Kugeln rollen.

Bei den anderen Lehrern hatte diese Gegenbuchführung eine gewisse Bedeutung. Nicht aber bei Suse. Er hatte ein System, die Namen aufzurufen, dessen Geheimnis niemand von uns je erraten oder entziffert hat. Manchmal kam man zehnmal heran, manchmal ein Vierteljahr überhaupt nicht. Dann mal einmal zwischendurch. Danach wieder ein paarmal nicht und dann wieder zweimal oder dreimal hintereinander.

Auch die Zensuren, die er in sein Notizbuch hineinschrieb, waren geheim. An sich wäre es ja leicht gewesen, an der Linienführung des Bleistifts zu sehen, welche Rangstufe man mit seiner Übersetzung eingenommen hatte.

Aber bei ihm war das nicht möglich. Er schlug, wie wir annahmen, wie ein routinierter Fechter Lufthiebe, oder er hatte aus den arabisch-türkischen Strichen, Bogen und Punkten seine Geheimzeichen übernommen. Kurz und gut, wir kamen nicht dahinter, ob wir nun eine Eins, die es aber überhaupt nicht gab, oder eine Zwei oder eine Zwei-bis-Drei oder eine Drei oder eine Drei-bis-Vier oder eine Drei-bis-Vier mit einem Fragezeichen oder eine Vier oder eine Fünf bekommen hatten.

So arbeitete er im dunkeln und ließ uns im dunkeln tappen, bis wir bei dem Zeugnis, welches besonders wichtig bei der Versetzung war, aufgeklärt wurden.

Inzwischen war aber die ganze Stimmung in dieser Beziehung überkandidelt. Es hatten sich zu guter Letzt dann zwei Richtungen herausgebildet. Eine Hälfte arbeitete wie verrückt für jede Stunde, und die andere Hälfte tat überhaupt nichts und ließ es darauf ankommen. Und das Ganze nannte sich dann: Non scholae sed vitae discimus. Dr. Fr. Schwagmeyer

## Mitgliederverzeichnis

Neuzugänge:

**Anschriftenänderungen:**

**Verstorben:**

**Die Vereinigung gratuliert zur Vermählung:**

### Bekanntmachung

Unser diesjähriges Kohlessen, verbunden mit der Hauptversammlung, findet am 26. November 1955 im Hotel „Stadt Berlin“ statt. Einladungen ergehen rechtzeitig. Bitte Termin jetzt schon vormerken.

**Hier spricht der Schriftführer:**

Liebe Ehemalige!

Wenn der Schatzmeister sich an dieser Stelle zu Worte meldet, so ist es ein Appell, der Euch umgehend den Obulus aus dem Geldtäschchen entlockt. Oder sollte es etwa nicht so sein? (Ich meine, daß die fällige Beitragszahlung trotzdem vergessen wird?)

So dachte ich mir, es gäbe doch eigentlich gar keinen Grund, warum ich nicht auch mal ein paar Zeilen schreiben sollte. Schließlich bin ich doch Schriftführer, und manche möchten sich freuen, zu erfahren, daß es überhaupt noch einen Schriftführer gibt!

Nun denn! So danke ich denn allen Ehemaligen recht herzlich. Allen? Ja Zunächst denen, die es mich wissen lassen, wenn sie umgezogen sind. Ich brauche dann nicht zu warten, bis die Post als unbestellbar zurückkommt; ich brauche mich dann anschließend auch nicht an das Einwohnermeldeamt zu wenden, das ja manchmal zur Erledigung solcher Anfragen recht lange braucht, ich brauche auch nicht bei anderen Ehemaligen anzufragen, wenn vom Meldeamt nichts zu erfahren ist. Den Ehemaligen, die dann auf meine Anfrage antworten, denen danke ich besonders. Ihr meint, das wären noch nicht alle? Gewiß nicht! Ich habe mich auch bei denen zu bedanken, die auf eine gedruckte Einladung eine Antwort geben.

Aber auch damit ist der Kreis noch nicht geschlossen. Und darum will ich noch einer Gruppe danken: Heute lesen wir von unserer Hauptversammlung und dem damit verbundenen, traditionellen Kohlessen. Darf ich da allen bisher nicht Betroffenen schon heute dafür danken, daß sie diesmal unsere Einladung nicht unbeachtet lassen? Doch! Ich bin überzeugt, ich darf!

Erich Kaufhold

#### **Anschriften des Vorstandes:**

1. Vorsitzender: Hermann Lümekemann, Herford, Unter den Linden 34; Schriftführer: Erich Kaufhold, Herford, Oetinghauser Weg 39, Tel. 28 44; Kassierer: Georg Boecker, Herford, Alter Markt 5, Telefon 31 84; Schriftleiter: Konrad Giebeler, Herford, Steinweg 1 oder Bielefeld, Luisenstr. 41. Jahresbeitrag DM 6,—. Konten der Vereinigung: Postscheckamt Hannover 1291 71; Stadtparkasse Herford 3978.

Wir weisen darauf hin, daß der „Verein zur Förderung der Interessen des Friedrichs-Gymnasiums“ nicht mit unserer Vereinigung zu verwechseln ist, wenn auch in der Person des 1. Vorsitzenden Personalunion derzeit besteht. Zahlungen für uns können nur auf die genannten Konten geleistet werden.

Beiträge und Mitteilungen, die den Inhalt des Blattes betreffen, bitte an die Schriftleitung: Konrad Giebeler, Bielefeld, Luisenstraße 41, oder Herford, Steinweg 1.

## **Nachruf**

### **Walter Arnsmeier**

geb. 8. 12. 1894, gest. 30. 7. 1955

Als Pfarrer der ev. Gemeinde Dülmen verstarb am 30. 7. 1955 infolge eines Herzleidens unser verehrtes Mitglied Walter Arnsmeier. Der Verstorbene wurde am 8. 12. 1894 in Spenge geboren und machte 1914 am Friedrichs-Gymnasium sein Abitur. Anschließend, bis 1916, studierte er in Münster und Bonn Theologie. Er wirkte von 1922 bis 1923 als Vikar in Blasheim (Kreis Lübbecke) und später als Pfarrer der pfarramtlich verbundenen Kirchengemeinden Dülmen und Haltern. 1950 wurde die Filiale Haltern selbständige Pfarrei. Nebenamtlich war Pfarrer Arnsmeier Religionslehrer am Dülmener Gymnasium. Die Nachkriegszeit brachte dem Verstorbenen harte Seelsorgearbeit in seiner weitläufigen Diasporagemeinde. Mit der Einweihung der neuerbauten Kirche im Jahre 1953 fand diese Arbeit ihre Krönung. Allen, die Walter Arnsmeier kannten, wird sein zurückhaltendes, freundliches Wesen und seine Bescheidenheit im Gedächtnis bleiben. Er fand in der Familiengruft in Spenge seine letzte Ruhestätte. Möge er ruhen in Frieden.

### **Willy Eichmann**

geb. 17. 7. 1895, gest. 29. 3. 1955

Willy Eichmann wurde am 17. 7. 1895 als Sohn des Viehhändlers Eichmann in Schötmar in Lippe geboren.

Bis Ostern 1912 besuchte er unser Friedrichs-Gymnasium und ist als einer der besten Schüler seiner Klasse noch in gutem Gedächtnis — ohne jedes Strebertum blieb er sich immer gleich in seiner überlegenen Ruhe — hilfsbereit seinen Mitschülern gegenüber, oft mit feinem Witz in seinen schlagfertigen Antworten.

Nach dem ersten Weltkrieg, den er als Artillerist mitmachte, war er als Kaufmann in der Kammfabrikation in seiner Heimatstadt Schötmar tätig. Mit der Machtergreifung der NSDAP traf ihn ein hartes Geschick, da er Jude war. Nach dem Zusammenbruch schaffte sein ungebrochener Lebensmut und seine kaufmännische Tüchtigkeit ihm wieder festen Boden unter die Füße als Teilhaber einer neu aufgebauten Kammfabrik.

Als alter Conpennäler nahm er mit großem Interesse an Festen und Zusammenkünften der Friederizianer teil und wußte aus seinem erstaunlich gutem Gedächtnis manch nette Episode aus seiner Schulzeit zu erzählen.

Zu Anfang dieses Jahres zwang ihn ein schweres Leiden aufs Krankenbett und bald zu einer Beinamputation ins Hoffmannsstift Salzuflen, in dem er am 29. 3. 1955 nach der Operation verschied.

Die wenigen noch lebenden Mitschüler werden ihm als dem klugen und doch so bescheidenen Schulkameraden ein treues Gedenken bewahren.

### **Fritz Lucas**

† 28. 8. 1955

Im 67. Lebensjahr verstarb unser Mitglied Fritz Lucas. Er war in den letzten Jahren schon kränklich, so daß wir oft Sorge hatten, ob er seine Krankheit würde überdauern können. Nach einem Krankenhausaufenthalt im Frühjahr hatte er sich jedoch wieder erholt und war zur Erholung noch im August im Schwarzwald. Es drängte ihn jedoch während dieses Urlaubs, wieder nach Hause zu kommen, so daß er ihn vorzeitig abbrach. Offenbar fühlte er sein Ende nahen. Kurz nach seiner Rückkehr verstarb er im Städtischen Krankenhaus.

Fritz Lucas war uns ein sehr lieber Freund, den wir schmerzlich vermissen werden. Aus dem reichen Schatz seiner Erinnerungen an die frühere Schulzeit hat er uns in den letzten Jahren sehr viel erzählt. Er nahm auch an unseren Veranstaltungen regen Anteil und las mit Begeisterung unser Mitteilungsblatt.

### **Robert Niediek**

geb. 21. 11. 1895, gest. 28. 7. 1955

Robert Niediek, Oberst a. D., am 21. 11. 1895 als Sohn des Rektors Niediek zu Herford geboren, starb am 28. Juli 1955.

Sein Dasein war ein Soldatenleben. Teilnehmer beider Weltkriege, zwischen diesen in der Landespolizei, war sein Kleid die Uniform. Mit hohen Orden ausgezeichnet, fand er nach dem Zusammenbruch, körperlich schwer angeschlagen, in seine Heimat zurück.

Als alter Friederizianer war er einer von denen, die für den Zusammenhalt der alten Schüler unseres Gymnasiums eintraten. Als 2. Vor-

sitzender der Vereinigung Anreger und Träger für den Ablauf unserer Feste.

Im Verband Deutscher Soldaten nahm er sich als Kreisvorsitzender des Kreises Herford und Umgegend manch schwerer Sorge hilfesuchender Kameraden und deren Frauen bzw. Witwen tatkräftig an.

So war für alle, die ihn kannten und seine Freunde waren, sein plötzlicher Tod ein erschütternder Schmerz.

Unvergeßlich bleibt uns sein Wesen aus gerader Einfachheit und strenger Pflichterfüllung — aber auch voller Humor und innerer Heiterkeit und sein ungebrochener Glauben an seine Heimat — an sein Vaterland.